

» Publikationen



Karin Hardebusch

Diversitätsorientierte Bildung im Alter

Selbstorganisierte Bildungsarbeit in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

€ 29,99, 107 S., Heidelberg 2016

Springer VS

ISBN 978-3-658-11918-8

Das Kompaktwissen zur kirchlichen Altenbildung auf neuen Wegen kam mir genau recht. In den Umbrüchen, die wir derzeit in der Arbeit mit Älteren erleben, sind uns die Kolleg/inn/en in Hessen und Nassau ein gutes Stück voraus. Sie evaluieren bereits das, wovon ich noch träume und in meiner Beratungspraxis derzeit erste Schritte wage: selbstbestimmte, selbstorganisierte, ressourcen-, bedürfnis- und interessenorientierte Bildungs- und Begegnungsinitiativen. Ein Blick zurück in die Zukunft also, in der wir uns als Ältere selbstverständlich selbst organisieren, Bildung im Spielfeld von Begegnung, Teilhabe, Reflexion unseres Lebensverlaufs und die auf uns zukommenden Aufgaben im Älterwerden gestalten. Der auf 113 Seiten klar strukturierten Recherche liegt ein weiter Inklusionsbegriff zugrunde, der die Unterschiedlichkeit und Individualität der Älteren aufnimmt und Raum für selbstbestimmtes Handeln fordert.

Für Profis im Bereich der Altenbildung gibt Hardebusch in der Literaturanalyse zunächst ein willkommenes Update zur Entwicklung der Altenbildung. Anfänger/innen finden hier die wichtigsten Stichworte und eine umfassende Literaturliste zum Thema. Allen empfehle ich, mit dem Anhang zu beginnen. Hier werden klar strukturiert die fünf Initiativen vorgestellt, die Hardebusch interviewt und analysiert hat. Stichworte: Träger der Initiative, Entstehung, Ursprungsidee, Organisationsstruktur, Zielgruppe, tatsächliche Teilnehmende, inhaltliche Schwerpunkte, Gelingensfaktoren, Herausforderungen und Empfehlungen zur Weiterentwicklung. Die letzteren drei habe ich mir besonders eingehend angeschaut, denn hier finden sich wichtige Hinweise für die eigene Praxis. Ein nicht neuer, aber für die Praxis notwendiger Anstoß: Mit einer breiten und (medial) vielfältigen Öffentlichkeitsarbeit verbinden sich der Erfolg und die Wertschätzung der Menschen, die sich hier engagieren und treffen. Klar wird auch noch einmal: Immer noch müssen wir die Öffentlichkeit über die differenzierten Altersbilder aufklären, um Teilnehmbarrieren abzubauen.

Im Zentrum der empirischen Zugänge steht die Analyse der Initiativen, die innovativ und vor allem selbstorganisiert arbeiten. Programmanalysen und Interviews dienen als Grundlage. Zwei Initiativen arbeiten mit Hauptamtlichen, eine darüber hinaus mit einem Bildungshaus. Eine Initiative ist tief in einer Kirchengemeinde verankert, eine geht explizit in die Region. Das Gros der Arbeit liegt in ehrenamtlichen Händen. Partizipation ist das Grundmuster. Alle Initiativen stellten zu Beginn fest, dass es für die Generation ab 60 keine Angebote in der Gemeinde gab, die ihre Interessen aufnehmen würden. Sie geben diesen Menschen nun selbst Raum für notwendige soziale Kontakte, Themen, die die

Menschen wirklich interessieren, und die Möglichkeit, sich selbst einzubringen. Dies ermöglicht Selbst-Bildungsräume. Ein weiter Bildungsbegriff und -rahmen liegt den Projekten also zugrunde, der über Wissensvermittlung und Erweiterung von Fertigkeiten und Fähigkeiten hinaus auch die eigene, sich zusehends verändernde Lebenssituation reflektiert und Handlungsoptionen fördert und einübt.

Eine meiner drängendsten Fragen, inwieweit Hauptamtlichkeit in solchen Initiativen notwendig ist, wird unterschiedlich beantwortet. Selbstorganisierte Initiativen wurden sowohl durch Hauptamtliche als auch durch Ehrenamtliche initiiert. Ein Projekt, das hauptamtlich geleitet wird, wackelt mit der Nachfolgeregelung des in Ruhestand gehenden Hauptamtlichen. In dem an ein Tagungshaus angebundenes Projekt fragt man sich, ob man ohne das Haus existieren könnte, und überdenkt die Organisationsform. Einige Initiativen entstanden mit Begleitung aus der landeskirchlichen Altenbildung. Sie können sich dort rückversichern und weiterbilden, arbeiten aber selbstständig ehrenamtlich vor Ort. Es geht also recht weit ohne Hauptamtlichkeit, aber wichtig ist, dass in Kirche der Wille zur Ermöglichung dieser selbstorganisierten Initiativen wächst. In meiner eigenen Beratungsarbeit begegnen mir durchaus Vorbehalte von Seiten kirchlicher Vertreter/innen, warum man denn etwas unterstützen soll, dessen Themen „nicht vorrangig religiös“ (so in allen untersuchten Initiativen!) sind. Hierzu finden sich einige Antworten aus der Praxis und hier greift vor allem der weite Inklusionsbegriff, der den alternden Menschen in seiner zunehmenden Gebrechlichkeit wahrnimmt und ohne großes Aufheben mitnimmt. Kirche als Ermöglicherin wird im Kontext selbstorganisierter Initiativen auch zur Brückenbauerin für Bürger/innen, die in den bisherigen Strukturen keinen Platz finden. Offenheit wird als Wert an sich zugrunde gelegt.

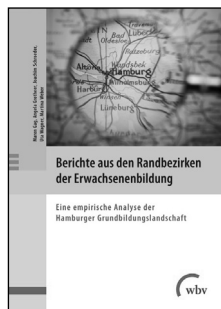
Mich interessierte natürlich die Frage der Leitung. Interessant fand ich, dass laut Hardebusch die Notwendigkeit sozialer Kompetenzen einer (haupt- ebenso wie ehrenamtlichen) Leitung vor administrativen und Führungskompetenzen an erster Stelle steht. Es geht vor allem um Ermutigung potentieller Beteiligter, um Ansprechbarkeit, um die Fähigkeit, Anerkennung zu schenken und mit Alterserscheinungen sensibel umzugehen. Die Netzwerke basieren auf gelungener Beziehungsarbeit, die von haupt- und ehrenamtlichen Leitungspersonen durch Offenheit, Ansprechbarkeit und spürbares Da-Sein gefördert wird.

Die Untersuchung von Hardebusch fand ich dort mühsam, wo ich versuchte, den Initiativen Zitate aus den Interviews zuzuordnen, um meine eigenen Querschlüsse zu ziehen. Die Empfehlungen aus der Analyse von Literatur und Praxis sind dagegen übersichtlich aufgebaut und mit Schaubildern unterstützt, die man sich als Checklisten für die eigene Praxis vornehmen kann. Wer konkrete Tipps sucht, wird hier nicht fündig, aber das ist ja auch nicht das Ziel der Untersuchung. Sie dient vielmehr als Folie, vor der man die eigene Arbeit befragen und sortieren kann. Ein Plädoyer, mit Bildungsarbeit selbstbestimmtes, selbstständiges und sinnerfülltes Leben im Alter zu fördern.

Annegret Zander

Pfarrerin

Theologische Fachreferentin der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung, EKKW



Maren Gag, Angela Grotheer,
Joachim Schroeder, Uta Wagner,
Martina Weber

Berichte aus den Randbezirken der Erwachsenenbildung

Eine empirische Analyse der Hamburger Grundbildungslandschaft

€ 34,90, 218 S., Bielefeld 2016

W. Bertelsmann Verlag

ISBN 978-3-7639-5606-7

Nach der Lektüre der „Berichte aus den Randbezirken der Erwachsenenbildung“ hatte ich nicht nur das Gefühl, eine eigene, mir ziemlich fremde Welt kennengelernt zu haben, sondern auch, den Begriff der Grundbildung erstmals in seiner gesellschaftspolitischen Relevanz, ja in seinen emanzipatorischen Dimensionen verstanden zu haben. Die Berichte aus den ‚Randbezirken‘ konfrontieren mich gutsituierten Normalbürger der Mittelschicht mit Lebenslagen von Menschen, die ihr Leben nicht selbstbestimmt und finanziell abgesichert ‚führen‘ können – die vielmehr gerade dadurch sozial definiert sind, dass sie aus dem bürgerlichen Lebenskosmos und eben auch aus dem Gesichtskreis der Erwachsenenbildung ausgeschlossen sind. Die unbewusste Assoziation, die der Titel der Veröffentlichung hervorruft, dass es sich hier um „Expeditionsberichte“ aus einem sozialen und andragogischen ‚Ausland‘ handelt, mag nicht beabsichtigt sein, doch der methodische und explorative Aufwand für diese „ethnografischen Studien“ war beträchtlich. Es ging darum, „Nadeln im Heuhaufen“ (S. 38) zu finden, beschrieben und visualisiert werden sollten nämlich für Hamburg „Angebotsstrukturen in den Handlungsfeldern Alphabetisierung und Grundbildung für verschiedene Zielgruppen“ (ebd.). Für diese Recherche mussten die Forscher/innen zunächst die ‚Indikatoren‘, also die Erkennungszeichen für das Bestimmen, wonach gesucht werden sollte. Das Ergebnis dieser aufwendigen Recherchearbeit ist nun eine „deskriptive Beschreibung der ‚Angebotslandschaft‘ in Hamburg“ (S. 40) und die Veröffentlichung eines *Grundbildungsatlas*, der „die einzelnen Lernorte, verfügbaren Lernkonzepte und die Angebotsstrukturen im Grundbildungsbereich sichtbar (macht)“ (S. 45).

Dies ist bereits als eine beachtliche Leistung zu würdigen. Zudem aber beeindruckt die darauf folgenden qualitativen Feldbeschreibungen und -analysen durch den Reichtum an Detailinformationen, die Genauigkeit der Analyseverfahren und die präzisen Problemerkennungen, die die außerordentlich feldkundigen Mitglieder des Projektteams aus den Gesprächen mit Mitarbeiter/innen der identifizierten Grundbildungsanbieter gewinnen. Diese durchweg minutiösen, sorgfältigen und situationssensiblen Rechercheberichte machen den Hauptteil des Buches aus. Sie sind nach einem variabel gehandhabten Analyseschema erarbeitet und konzentrieren sich auf die institutionellen Bedingungen und Möglichkeiten von Grundbildung in fünf Randbezirken: Im Bereich Migration und ethnische Gruppen, in der Arbeit mit behinderten Menschen, im Straf- und Maßregelvollzug und schließlich im Bereich ‚prekäre Lebenskontexte‘ (Suchthilfe, Jobcenter, Schuldnerberatung).

Aus der Perspektive der Evangelischen Erwachsenenbildung, die sich dem Öffentlichkeitsauftrag christlicher Botenschaft sowie dem öffentlichen Bildungsauftrag verpflichtet sieht, lassen sich zwei Einsichten hervorheben, die durch diese ebenso verdienstvolle wie spannende Veröffentlichung ermöglicht werden: Zum einen ist es die Einsicht, dass für alle der fünf hier erforschten „Randbezirke“ explizite Rechtsansprüche auf Bildung und rechtliche Regelungen in den einschlägigen Sozialgesetzbüchern bestehen. Diese institutionell einzulösen und zu verbessern ist eine zentrale Dimension der differenzierten und handlungsorientierenden *Empfehlungen*, die im Buch zu jedem „Bezirk“ eindrucksvoll zusammengefasst sind. Zum anderen zeigen die Autor/inn/en in den „berichtstheoretischen Grundlagen“ (S. 207–215), wie erhellend und wichtig es ist, die eigene wissenschaftliche Haltung zu reflektieren. Sie formulieren nicht nur klar und provokant, sondern begründen auch sorgfältig den methodologischen Grundsatz: „Die Berichterstattung war von vornherein in einem Spannungsfeld aus nüchterner Bestandsaufnahme und engagierter Skandalisierung angelegt“ (S. 207). Dieses Spannungsfeld wird konstituiert durch einen ‚ungleichheitsidentifizierenden Berichtsansatz‘ (S. 151), der sein Interesse auf die Praxisfelder richtet, in denen sich die Erwachsenenbildung mit den sozialen Bedingungen der Bildungsbenachteiligung konfrontiert und zu ihrer Überwindung ihren spezifischen Beitrag leistet.

Es ist vor allem diese ethische und bildungspolitische Grundorientierung, die dieses Buch für die Evangelische Erwachsenenbildung bedeutsam macht, weil es ein Musterbeispiel dafür ist, eine moralische Intention in eine solide wissenschaftliche Forschungsarbeit zu übersetzen und daraus dann auch differenzierte, an den ermittelten Bedingungen anknüpfende politische Handlungsempfehlungen zu formulieren. Ohne damit ein politisches Mandat zu verbinden, stellt das feldkundige und methodisch versierte Autor/inn/enteam seine Ergebnisse in den öffentlichen Raum, in dem es allerdings offen bleibt, welcher der politischen Akteure aus diesen „Berichten aus den Randbezirken der Erwachsenenbildung“ eine politische Anwaltschaft und Lobbypolitik entwickeln wird.

Aus einer disziplin- und bildungstheoretischen Perspektive sehe ich die Bedeutung dieses Buches darin, dass durch eine selbstbewusste und methodologisch gut fundierte Bildungsberichterstattung der Wahrnehmungs- und Reflexionshorizont der Disziplin Erwachsenenbildung zum einen auf bis jetzt wenig oder gar nicht beachtete Handlungsbereiche bezogen wird. Zum anderen könnte aber eine menschenrechtlich sensible Forschungspraxis wie in diesem Buch, die sich mit einer macht- und strukturanalytischen Sozialtheorie verbindet, dazu beitragen, dass die Erwachsenenbildung ihr zivilgesellschaftliches, und das heißt: ihr auf die Selbstaufklärung der Gesellschaft über sich selbst zielendes Selbstverständnis nicht in einem auf „Grundbildung“ reduzierten bildungspolitischen Diskurs verliert.

Andreas Seiverth

ehem. DEAE-Bundesgeschäftsführer

a.seiverth@werkstatt-kritische-bildungstheorie.de



Ruth Michalek

Elternsein lernen

Zur Bedeutung des Normalisierens bei transformativen Lernprozessen

€ 39,90, 367 S., Opladen, Berlin, Toronto 2015

Verlag Barbara Budrich

ISBN 978-3-8474-0659-4

Das Buch präsentiert Forschungsergebnisse zur Elternschaft als Lernprozess. Michalek analysiert zwei Tagebücher und 27 qualitative Interviews auf der Grundlage der Grounded Theory. Sie bezieht sich dabei auf Lerntheorien von Dewey und Mezirow, auf den Philosophen Waldenfels und in Teilbereichen auch auf Habermas, Honneth und Joas. Am Ende stehen vier Schemata, die die Hauptergebnisse zusammenfassen und die Komplexität des Phänomens „Elternsein lernen“ unterstreichen.

Das Buch wird bewusst nach der Entdeckungsreise des Forschungsprozesses gegliedert und besteht aus fünf Teilen. Innerhalb der einleitenden und abschließenden Klammern werden die zentralen Befunde vorgestellt: die Charakterisierung von Elternschaft als Lernsituation (Teil II), wie dabei „Normalisierungen“ beziehungsweise produziert werden (Teil III) und wie die Praxis des „Normalisierens“ Eltern entlasten kann (Teil IV).

Michalek nennt den aktiven Prozess, in dem Eltern bestimmte Handlungsoptionen, Vorstellungen und Überzeugungen als normal beschreiben, „normalisieren“, und die Objekte dieser Zuschreibungen „Normalisierungen“. Folglich ist das Normalisieren eine Aktivität und eine Normalisierung eine Überzeugung. Einerseits kann eine Normalisierung eine Reflexion verhindern und dadurch bleiben Lernmöglichkeiten verschlossen. Andererseits kann eine Normalisierung Orientierung und Sicherheit geben. Durch ihre vertiefte Analyse identifiziert Michalek sechs verschiedene Relationen zwischen Lernen und Normalisierung, zum Beispiel Normalisierung als Horizont – Normalisierungen in Frage stellen und überwinden – Nicht-Lernen durch Normalisieren. Es fällt dabei auf, dass die berichteten Lernprozesse fast ausschließlich selbstgesteuert, also ohne Unterstützung außerhalb des Freundes- und Familienkreises verlaufen. Gerade hier liegt viel Potenzial für Elternbildungsangebote, etwa wenn es darum geht, die Balance zwischen neuer Elternverantwortung und persönlicher Freiheit auszutarieren oder Partnerschaft neu zu gestalten. Weiterhin werden die verschiedenen Funktionen des Normalisierens als „Ressource“ erläutert, zum Beispiel als effektive Strategie zur Problemlösung und Komplexitätsreduktion. Es wird gezeigt, wie Lernen im Modus des „Normalisierens“ das Selbstvertrauen, den Selbstwert und sogar die Fähigkeit zur Selbsttranszendenz unterstützen kann.

Als konkretes Beispiel für „Normalisierungen in Frage stellen und überwinden“ steht eine Mutter, die aufgrund der Kriegserfahrungen ihres Vaters ihrem Sohn Spielwaffen verbieten wollte. Als er noch klein war, ist ihr das gelungen. Als er älter wurde und die Nachbarskinder Spielpistolen bekamen, kam sie in ein Dilemma. Einerseits wollte sie an ihrem Standpunkt ‚keine Waffen‘ festhalten, andererseits wollte sie ihren Sohn von den Nachbarskindern nicht ausgrenzen. Sie wägte unterschiedliche mögliche Strategien und deren Folgen für sie und ihren Sohn ab. Als Lösung priorisierte sie ihre Zie-

le: Zuerst die Kommunikation mit dem Sohn und dann der eigene Standpunkt. Sie hat ihren Sohn gebeten zu erklären, „was und wie sie spielen“ (S. 216). Dann hat sie Regeln für das Spielen aufgestellt, u.a. die Nachbarn nicht erschrecken. Da die Mutter ihre eigene Normalisierung in Frage stellte, konnte sie neue Handlungsmöglichkeiten entwickeln und erproben.

Michalek schließt mit Anregungen für die Elternbildung und hebt dabei Übereinstimmungen zwischen ihrem Ansatz des „Lernfeldes Elternidentität“ und Tschöpe-Schefflers Arbeiten zur Stärkung der Erziehungskompetenz hervor. Konkretisierungen zum „Lernfeld Elternidentität“ geben hilfreiche Impulse und es wird auch vorgeschlagen, das Normalisieren als einen neuen Ansatzpunkt in der Elternbildung zu benutzen: Geben Normalisierungen den Eltern Orientierung und Sicherheit, oder sind sie eher dysfunktional? Sicherlich lassen sich Lernsettings entwickeln, die von Gesprächen der Eltern über ihre Normalitätsvorstellungen ausgehen.

Das Schlüsselphänomen „Elternschaft – das Fremde“ beschreibt die Bedeutung des Elternseins unter den Aspekten „andauernde Veränderung auf Dauer, Unvorhersehbarkeit, Lehr-Lern-Parallelität, Bedeutungsvielfalt durch die Interaktion mit Anderen [und] Verantwortung“ (S. 62) und stellt damit einen nützlichen systematisierenden Rahmen auf. Allerdings macht die Verwendung des Begriffs ‚Fremde‘ in Zusammenhang mit Elternschaft auch stutzig, denn dies impliziert, dass die Person, die vor der Elternschaft existierte, die ‚wahre‘ Person sei, der es nie gelingt, das Elternsein in ihre Persönlichkeit zu integrieren. Es besteht keine Möglichkeit, mit der ganzen Person einfach Mutter oder Vater zu sein.

Das Buch bietet Studierenden und Forschenden lehrreiche Einblicke in den qualitativen Forschungsprozess und die Anwendung einer Grounded-Theory-Methodologie. Michalek legt eine feingliedrige und detailreiche Analyse vor, die dicht an ihrem empirischen Material und theoretischen Referenzen bleibt. Wünschenswerte weitere Differenzierungen wären etwa: ein einseitiger Anhang mit formalen Angaben über die Befragten (Alter, Alter und Anzahl ihrer Kinder, Wohnort, Bildungsabschlüsse, berufliche Stellung, o. ä.), um die Aussagen besser zu kontextualisieren oder eine konsequentere Unterscheidung verschiedener Phasen des Elternseins. Der Übergang zur Elternschaft wird häufig nur als Bruch mit der vorherigen Lebensführung dargestellt, Interviewpassagen über ältere Kinder kommen kaum vor, so als wäre der Lernbedarf und die Lernbereitschaft von Eltern nur in den frühen Jahren ausgeprägt und als hätten sie alsbald ‚ausgelernt‘. Insgesamt hätte das Buch von einer weitergehenden Abstrahierung der Ergebnisse profitiert, um die zahlreichen Einzelbefunde auf einer Metaebene zusammenzufassen. So aber bleiben möglicherweise einige für die Praxis nützliche Erkenntnisse unter dem Detailreichtum verborgen.

Dr. Katherine Bird

Soziologin

Bird und Hübner GbR Berlin

info@bird-und-huebner.de



Edoardo Costadura, Klaus Ries
(Hrsg.)

Heimat gestern und heute Interdisziplinäre Perspektiven

€ 34,99, 254 S., Bielefeld 2016

transcript Verlag

ISBN 978-3-8376-3524-9

Das Thema Heimat ist vermutlich so alt wie die Menschheit, als sie begann, sich Gedanken über ihre Zukunft und ihre Vergangenheit zu machen. Heimat ist gleichsam ein archetypisches Thema für den Menschen, das aber auch einem Wandel unterzogen ist. Ist Heimat ein Gefühl, ein Ort, ein Zustand, ein Recht oder auch eine Vision und Utopie? Heimat hat immer wieder die Konnotation des Anti-Modernen, des Rückwärtsgewandten, des Ruralen und Anti-Urbänen und bedeutet in diesem Verständnis auch „Abwesenheit von ...“ und „Sehnsucht nach ...“. Heimat, als ‚Gemeinschaft‘ verstanden, wird häufig zum politischen Gegenbegriff zu ‚Gesellschaft‘, zur Moderne und ist auch mitunter völkisch und rassistisch besetzt. Sie assoziiert Geborgenheit und Nähe – nicht Ferne und Fremde. Heimat drückt eine besondere Beziehung zu Raum und Zeit aus. Und: Heimat als ein wissenschaftliches und gesellschaftliches Thema taucht in der Öffentlichkeit eher wellenartig als konstant auf. Entsprechend kontrovers wird Heimat bis heute politisch und wissenschaftlich diskutiert. Die letzte große „Heimat-Welle“ konnte in den 1970er/1980er Jahren beobachtet werden. Stellvertretend für diese öffentliche Debatte steht der Kinofilm von Edgar Reitz „Heimat – Eine deutsche Chronik“ von 1984. Für die wissenschaftliche und politische Auseinandersetzung wurde in diesem Zeitraum Ernst Blochs Hauptwerk „Prinzip Hoffnung“ wiederentdeckt, das erstmals in den 1950er Jahren in der DDR erschien und Heimat als Synonym für Hoffnung beschreibt. Heimat wurde in diesem Zeitraum aus der konservativen Ecke herausgeholt und anschlussfähig an eine emanzipatorische und zukunftsorientierte Politik gemacht. Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, beobachten wir eine erneute Auseinandersetzung mit dem Thema Heimat. Diese ist sehr stark bedingt und ausgelöst durch Globalisierungsprozesse und Migrationsbewegungen. Über 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht und auf der Suche nach einer (neuen) Heimat – und kommen mit Menschen in Kontakt, die in „ihrer“ Heimat leben und diese in Gefahr sehen. Migration, Flucht und Vertreibung waren schon immer ein zentraler Humus für eine Heimatdebatte.

In diesem breiten historischen und gegenwärtigen Kontext ist der Sammelband von Edoardo Costadura und Klaus Ries zu sehen, der auf einen Workshop vom November 2014 an der Universität Jena zurückgeht und eine anspruchsvolle Auseinandersetzung bietet. Interessant ist dabei u. a. der methodische Ansatz, der einmal dezidiert interdisziplinär ausgerichtet ist und sich außerdem methodisch entlang der Schnittstelle von semantisch-diskursiven und phänomenologisch-empirischen Perspektiven bewegt. Eher ungewöhnlich für einen Sammelband und in der Zielrichtung nicht ganz klar sind die Kommentare, die den Beiträgen des Bandes angehängt sind. Beteiligt an dem Band sind Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Disziplinen Literaturwissenschaft, Musikforschung, Theologie, Rechtswissenschaften,

Empirische Kulturwissenschaften und Biologie/Botanik. Dabei ist ein vielschichtiger Steinbruch für weiterführende Impulse entstanden. Der Band ist so gesehen eine aktuelle Bestandsaufnahme, ein Zwischenbericht zum aktuellen Heimatdiskurs.

Martina Haedrich, Professorin für Öffentliches Recht und Völkerrecht in Jena, stellt fest, dass es momentan zwar kein eigenständiges Recht auf Heimat gibt, das „Recht auf eine neue Heimat“ jedoch angesichts der weltweit steigenden Zahlen von Flüchtlingen das Potenzial für ein neues Menschenrecht hat. Das Heimatverständnis in der Biologie wird im Zusammenhang mit Naturschutz erörtert und es wird danach gefragt, ob Naturschutz gleichbedeutend mit Heimatschutz sei? Der Beitrag des Biologen Frank H. Hellwig und der Kommentar des Ethnologen Manfred Seifert problematisieren den Zusammenhang, ob denn eine kulturelle Konstruktion wie der Heimatbegriff „biologistisch mit einem anthropologischen Elementarbedürfnis zu erklären“ (S. 114) sei? Der Philologe Meinolf Vielberg aus Jena steht mit seiner Erörterung etwas quer zu den anderen Beiträgen. Er stellt Gallien im Briefwerk des Sulpicius Severus und des Paulinus von Nola dar, ohne jedoch einen systematischen Bezug zum historischen oder aktuellen Heimatdiskurs vorzunehmen. Der Kommentar dazu von Edoardo Costadura kann dieses Versäumnis etwas relativieren. Klarer wird ein Bezug zum Heimatdiskurs im folgenden Beitrag der Religionspädagog/inn/en Sylvia E. Kleeberg-Hörnlein, Gregor Reimann und Michael Wermke herausgearbeitet. Der Heimatbegriff wird in biblischen und kirchengeschichtlichen Zusammenhängen auf der Folie der evangelischen Theologie betrachtet und im Hinblick auf eine „christliche Heimat“ befragt. Bereichernd ist auch der Beitrag der Musikwissenschaftler/innen Christiane Wiesenfeldt und Michael Chizzali, die das Thema sehr differenziert und mit einem Ausblick auf die Gefahren der aktuellen rechtspopulistischen Musik sehr gut erfassen. Das wichtige Thema der Heimatrezeption in der Literatur wird in den letzten beiden Beiträgen, exemplarisch am 19. Jahrhundert (Anja Oesterheld) und an der deutschsprachigen Exilliteratur nach 1933 (Gregor Streim), aufgegriffen.

Der Sammelband verdeutlicht, dass es kaum möglich ist, Heimat abschließend zu diskutieren. Alle Analysen bleiben eine zeitliche und kulturelle Momentaufnahme. Der Heimatbegriff ist ein zeit- und raumabhängiges Konstrukt. Aktuell sind es (wieder einmal) Modernisierungsprozesse und ganz entscheidend globale und regionale Migrationsbewegungen, die den Diskurs bestimmen und voranbringen. Dazu bietet der Band einen Blick zurück, aber auch nach vorne. Interessant zur besseren Einordnung der derzeitigen Diskussion wäre eine Rezeptionsgeschichte des Heimatdiskurses seit den 1970er Jahren gewesen, z. B. der Einfluss der Empirischen Kulturwissenschaften in der Tradition von Hermann Bausinger aus dem Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen, der „Provinzbewegung“ aus den 1970er/1980er Jahren und der Renaissance der Heimatliteratur. Hierzu besteht ein aktueller Nachholbedarf.

Prof. Dr. Ulrich Klemm

Geschäftsführer des Sächsischen Volkshochschulverbandes (SVV)

Honorarprofessor für Erwachsenenbildung Universität

Augsburg

klemm@vhs-sachsen.de